

Das Begegnen im öffentlichen Raum

Ein kulturpolitischer Salon
mit Udo Muszynski

oderbruch

museum

altranft

werkstatt

für ländliche

kultur

Das Begegnen im öffentlichen Raum

Ein kulturpolitischer Salon mit Udo Muszynski

Die folgende Mitschrift gibt ein Gespräch mit dem Eberswalder Kulturmanager Udo Muszynski am 12.02.2018 am Oderbruch Museum Altranft wieder. UM: Udo Muszynski / KA: Kenneth Anders / die rege mitdiskutierenden Teilnehmer des Salons können namentlich nicht rekonstruiert werden und werden deshalb als »Einwurf« markiert
Transkription und redaktionelle Bearbeitung: Almut Undisz und Kenneth Anders

KA: Seit einigen Jahren beschäftigen wir uns mit Kulturpolitik. Den Anstoß gab die Erarbeitung einer Kulturentwicklungsplanung für den Mittelbereich Bad Freienwalde. Durch diesen für uns damals überraschenden Impuls waren wir in der Lage, mit vielen und sehr verschiedenen Kulturakteuren in der Region zu sprechen und dies auszuwerten.

Gerade hier im Mittelbereich Bad Freienwalde fanden wir eine besonders schwierige Situation vor. Der Kreis war einst kulturell sehr aktiv. Zu DDR-Zeiten gab es nicht nur eine Abteilung Kultur im Rat der Stadt, sondern auch eine im Rat des Kreises. Viele kulturelle Aktivitäten und Akteure waren in der Region unterwegs. Das hatte einen hohen Stellenwert, folglich wurden auch entsprechende Mittel und Personal eingesetzt. Diese hohe gesellschaftliche Aufmerksamkeit ist nach 1989 weggebrochen und man hat es in der Nachwendezeit verpasst, aktiv kulturpolitisch zu steuern. Stattdessen hat man die vorhandenen Mittel eingesetzt, um einige Einrichtungen zu unterstützen. Viele Akteure wurden damit aber auf sich selbst zurückgeworfen.

Trotzdem gibt es noch immer viele Akteure. Sie nehmen sich aber in einer Konkurrenz wahr, sowohl um Mittel, als auch um Anerkennung und politische Aufmerksamkeit. Wir haben, von dieser Beobachtung ausgehend, in der Kulturentwicklungsplanung zwei Paradigmen entwickelt. Wichtig schienen uns erstens eine Kooperation zwischen den Kulturakteuren und zweitens ein Raumbezug der überwiegenden Zahl der Projekte. Denn Regionalentwicklung ohne Raumbezug ist schwer vorstellbar.

Ein dritter Bereich wird von der Frage gebildet, wie man kulturpolitisches Denken und kulturpolitische Auseinandersetzungen entwickeln kann, um Kultur strategisch entwickeln zu können. Wofür soll die öffentliche Hand Geld ausgeben und wie kann man die verschiedenen Ansprüche gegeneinander geltend machen? Kulturpolitisches Denken muss in der eigenen Kommune und im Landkreis kontinuierlich entwickelt und gelebt werden. Aber wie lässt sich das formatieren?

Als Programmgestalter des Museums befinden wir uns nun in der Situation, nicht mehr als Gutachter über diese Dinge zu sprechen. Wir sind selbst Akteure geworden, sind ein Teil der Kultur und haben damit Interessen zu vertreten. Das macht das kulturpolitische Sprechen kompliziert. Diese Erfahrung teilen wir mit Udo Muszynski, der seit vielen Jahren in Eberswalde als Kulturmanager aktiv ist, verschiedene Formate verantwortet, und der aus seiner langjährigen Tätigkeit weiß, wie schwierig es ist, kulturpolitische Erfahrungen und Impulse in die Region hinein zu spielen, wenn man selbst Empfänger von öffentlichen Mitteln ist. Die glaubwürdige Vermittlung zwischen Eigeninteresse und einer kommunalen, politischen Position wird dort zum Seiltanz, wo Kulturpolitik strategische Ziele formulieren muss, die einen selbst betreffen. Wir haben Udo Muszynski eingeladen, damit er uns über seine Erfahrungen in diesem Spannungsfeld berichten kann. So erhoffen wir uns eine Lernmenge, die Stück für Stück einen Transfer in die eigene Region ermöglicht. Und wir möchten Udo zunächst bitten, uns seinen Werdegang zu skizzieren.

UM: Ich bin 1961 in Berlin geboren und auch dort groß geworden. Nach Schule und Abitur habe ich Anfang der 80er Jahre entschieden, nicht in der DDR zu studieren und habe über meine Profession nachgedacht, überlegt, wie ich unabhängiger werden könnte und habe so den Weg einer handwerklichen Lehre eingeschlagen. Ich habe Wirtschaftskaufmann im Außenhandel gelernt, in einer Bautruppe gearbeitet, eine Korbmacherausbildung gemacht und bin 1985 nach der Lehre mit anderen Partnern in ein leer stehendes Anwesen in der Nähe von Marienwerder gezogen, in die Grafenbrücker Mühle. Dort haben wir unsere Werkstätten aufgebaut, Töpferei und Korbmacherei. Der Gedanke war schon, in einer Gesellschaft, die wir nicht mehr für reformierbar hielten, eine neue Zelle zu bilden, die vielleicht die Keimzelle für ein Dorf sein kann, das sich sukzessive entwickelt. Es war ein offener Ort, der eingeladen hat zu Austausch und selbstorganisierter Bildung. Wir hatten schon vorher begonnen, ein Diskussionsforum zu entwickeln, haben das Ruhlsdorfer Fest veranstaltet, mit politischen Diskussionen, Konzerten, verschiedenen Umweltaktionen. Das war so eine halb offizielle Aktion. Ein ganz wichtiger Punkt war das Jahr 1989. Ich bin in dieser Zeit politisch im Neuen Forum aktiv geworden und so aus meiner Werkstatt herausgekommen. Wir konnten beginnen, den öffentlichen Raum anders zu nutzen. Infolgedessen habe ich Anfang der 90er in Eberswalde das Begegnungszentrum »Wege zur Gewaltfreiheit« aufgebaut, damals noch mit einem stark politischen Schwerpunkt. Das war wie eine kleine selbst organisierte Abendschule zu Themen wie Bürgerrecht, Demokratie, Anarchismus, Entmilitarisierung. Ein Untersegment war eine Gesprächsreihe »Generationen im Gespräch«, wo wir Menschen eingeladen haben, die in ihrem Leben eine besondere Entscheidung getroffen haben, z. B. den Kriegsdienst zu verweigern. Das war ein bewusster Schritt, die neuen Möglichkeiten zu nutzen. Wir hatten in diesem wochentäglich geöffneten Treffpunkt eine Schwerpunktbibliothek mit u. a. vielen Zeitschriften, haben selbst eine Zeitschrift verlegt. Integriert war ein Faltblatt, in dem ich versucht habe, verschiedene Akteure und Aktivitäten in

einem Veranstaltungskalender zusammenzuführen. Es gab damals so eine Art Vakuum, viele Formate waren zusammengebrochen, in manchen Bereichen gab es gar kein Angebot mehr. Daraus entwickelten wir einfach den Impuls, das, was es nicht gab, selbst zu organisieren.

Ab 1992 habe ich in Eberswalde regelmäßig Kulturveranstaltungen organisiert, zunächst ausschließlich über den Trägerverein Begegnungszentrum, habe mir über ABM eine Stelle eingerichtet, bis sich nach 3-5 Jahren diese Möglichkeiten erschöpft hatten. Infolgedessen habe ich mich 1998 wieder selbständig gemacht. Seit Ende der 70er Jahre befasse ich mich mit zeitgenössischem Jazz. Ich habe also ein Portfolio in diesem Bereich zusammengestellt und habe Touren gebucht für diese Musiker. Ich agierte zunächst als Konzertagentur, habe Künstler und Künstlerinnen vertreten und darüber nachgedacht, einen eigenen Ort zu entwickeln. Ich hatte kein Kapital, hätte mich ggf. verschulden müssen und habe mich schlussendlich dagegen entschieden. Mein Impuls war immer, die Sachen, die mich selbst inspirieren und anregen, zu zeigen. Es waren entsprechend wenig kommerzialisierbare Sachen dabei, die so einen eigenen Ort hätten tragen können.

KA: Wie hat sich nun für so ein Profil die öffentliche Unterstützung entwickelt? Du hattest ja keine Angebotsstrategie für bestimmte Zielgruppen im Sinn. Wenn ich das zusammenstelle, was mich selbst interessiert, wo entsteht dann die Brücke, die ich öffentlichen Förderern bauen kann?

UM: Am Anfang hat sich das gar nicht so dargestellt für mich. Ich hatte meine Vermittlungstätigkeit und habe über den Verein einige Veranstaltungen organisiert. Damals war ich mir noch nicht mal sicher, ob meine Stadt das Potential hat, so ein Angebot vorzuhalten. Diese Ansicht habe ich später revidiert. Ich habe dann einige Veranstaltungsreihen entwickelt. Jazz in E, den Garagen-sommer, aus dem dann später das Purpurfest geworden ist, auch einige temporäre Aktivitäten wie die Stadtbespielung. Diese Veranstaltungen sind auch immer mit

einem großen ehrenamtlichen Aufwand organisiert worden, zunächst immer über eine Vereinsstruktur, nicht von mir als Agentur bzw. als Dienstleister mit eigenen Veranstaltungsformaten. Im dieser Testphase haben wir auch Unterstützung bekommen, wobei das wirklich überschaubare Fördersummen waren.

Später setzte in der Stadt ein Prozess ein, es gab eine breite Diskussion zu einem Kulturentwicklungsansatz. Das war etwa 2005. In den 90ern hatte sich die Stadt aus dem kulturellen Bereich immer weiter zurückgezogen, spätestens 2002 wurden eigentlich sämtliche Aktivitäten eingestellt. Mit der Landesgartenschau hat man die Veranstaltungsreihen und dann auch das Haus Schwärzetal als Kulturhaus geschlossen. In der öffentlichen Förderung belief sich die für freie Kultur eingestellte Summe auf 40.000 Mark, also eine Mark pro Einwohner. Wir haben aus diesem Topf dann 2.500 bis 5.000 Mark für unsere Kulturaktivitäten beantragt. Insofern war der Rechtfertigungsdruck noch nicht so groß.

Wenn man die Stimmung beschreiben wollte, so haben wir stets versucht, unsere Sachen gut zu machen, öffentlich zu machen, eine allgemeine Einladung auszusprechen, also auch alle einzuladen. Ob uns das immer so gelungen ist, sei dahingestellt, das war schon auch durch den Habitus des Veranstaltungsraums eingeschränkt. Aber gedacht war es ganz offen. Von der Seite der Politik hatten wir sehr wenig Feedback. Der damalige Bürgermeister war bei den hunderten Veranstaltungen nicht ein einziges Mal zu sehen. Und die Stadt hat auch nicht aktiv auf diese freien Angebote verwiesen, beispielsweise in den Publikationen der Stadt. Das hat sich dann im Laufe der Zeit verändert, was auch mit Entscheidungen zur Stadtentwicklung zu tun hatte, damit, dass Eberswalde versuchte, sich ein Stück weit neu zu erfinden. Es gab die Entscheidung, das Zentrum wieder sichtbar zu machen mit dem Sitz der Kreisverwaltung in der Stadtmitte, und in diesem Zuge den Marktplatz neu zu gestalten. Das ist ein wichtiger Faktor gewesen, sonst wären unsere Aktivitäten vielleicht weiter eine Art Nischenprogramm geblieben. Auf dem Weg dahin gab es immer wieder kulturelle

Veranstaltungen, die Orte in besonderer Weise sichtbar gemacht haben und damit Identität stifteten. Mit der Stadtbespielung konnten wir auf das Potential von Räumen aufmerksam machen, die Gartenkonzerte waren eine Initiative des Museums der Stadt. Das war 2006, als wir diese Orte für Konzerte geöffnet haben, die eigentlich nicht als Konzerträume gedacht waren.

KA: Also gab es einerseits diesen Kontext der Stadtentwicklung und andererseits einen Vorlauf durch selbst initiierte Kulturveranstaltungen. Und damit passten die Dinge zusammen, so dass die gesellschaftliche Rolle von Kultur, die schon angelegt war in deinen Projekten, sich entwickeln und entfalten konnte.

UM: Man hat das etwa 2005/2006 vor der Bürgermeisterwahl gemerkt, da gab es ein sich selbst organisierendes Kulturforum, in dem Akteure, Künstler, Organisatoren, kulturinteressierte Bürger der Stadt sich zusammengefunden haben und in einen Diskussionsprozess eingetreten sind. Das sind ungefähr 40 Akteure gewesen. Aus diesem Prozess ist dann die Kulturentwicklungskonzeption entstanden. Die ist in einem solchen informellen Bereich gewachsen und wurde dann ca. zwei Jahre später in Form gebracht. Es war eine Selbstvergewisserung darüber, was Kultur leistensoll, wer für welchen Bereich Verantwortung hat. Dass beispielsweise kulturelle Bildung nicht privatisiert wird, dass für Kunst im öffentlichen Raum oder für Museumstätigkeit eine öffentliche Verantwortung besteht. Dass eine Stadt aber nicht zwingend ein Kulturhaus betreiben muss, sondern eher dafür sorgen muss, dass sich ein breites Trägerspektrum bilden kann. Und dass man, wenn sich temporäre Vakanzen ergeben, vorübergehend als Stadt einspringen sollte. Das war eine ganz wichtige Selbstvergewisserung der Akteure.

KA: Ich möchte noch einmal auf die Entscheidung zurückkommen, keinen eigenen Veranstaltungsort zu etablieren. Mit der Etablierung von »Guten Morgen, Eberswalde!« und anderen Kulturformaten im Paul-Wunderlich-Haus,

das ja vor allem ein Verwaltungsgebäude ist, und mit der Art und Weise, wie sich das konsolidiert hat, ist ein Pfad beschränkt worden. Ihr habt vom Aufbau einer eigenen Hardware abgesehen und in öffentlichen Räumen agiert. Wir haben hier in Altranft zwei Lernmengen, die wir uns unter diesem Gesichtspunkt genau anschauen: Einerseits das Theater am Rand, das enorm viel Energie in den Aufbau eines eigenen Hauses investiert hat, und andererseits Eberswalde, wo ihr konsequent davon Abstand genommen habt, so einen Weg zu gehen.

UM: Es gab bei mir um 2005 auch einen Impuls, das zu tun, was ich mir 1995 nicht zugetraut hatte, in dem ich mich um verschiedene Häuser beworben habe. Das Haus Schwärzetal war ausgeschrieben worden. Allerdings hat ein Mitbewerber das Rennen gemacht, der für die Stadt lukrativer war. Dann gab es noch zwei weitere Versuche. Zuerst den IFA-Salon – aber das wäre alles zu spekulativ gewesen. Und weitere vier Jahre später stand noch der Sitz des jetzigen Cafés im Wunderlichhaus zur Debatte. Das hätte ich mit zwei Kollegen gemeinsam gemacht. Also ich hatte durchaus entsprechende Vorstellungen.

Die Entwicklung der Stadt und der Bau des Wunderlich-Hauses, die Neugestaltung des Marktplatzes und so die ausgeprägte Definition einer Stadtmitte haben wir auch kulturell begleitet, z. B. indem wir Konzerte im Rahmen von Jazz in E dort gemacht haben. Es gab ja viele Befürchtungen, dass das Wunderlichhaus ein toter Verwaltungsbereich wird, was sich dann aber nicht bewahrheitete. Die Geschäftszeile unten und die Integration der Dauerausstellung sind da förderliche Aspekte gewesen. Und es gab die Idee, diesen Ort mit einer gezielten Veranstaltungsreihe als Stadtzentrum anzuzeigen. Ich bin dann gefragt worden, ob ich eine Idee habe. Flankierend gab es einen Hilferuf der Händler, für die sich der Samstag als toter Tag dargestellt hat. Das war im Sommer 2007. Ich habe dann sofort angefangen. Das Wunderlichhaus ist ja eine wunderbare Verlängerung des Marktplatzes. Wir haben anfangs nur draußen, später dann auch innen gespielt.

Wir haben die Grundprinzipien definiert, und die ziehen sich bis heute durch. Es findet immer, jede Woche statt, immer vormittags, es ist sichtbar, für alle zugänglich, der Eintritt ist frei. Die Barrieren werden damit möglichst gering gehalten.

Bei mir hat sich auch einiges verschoben. Ich habe immer Booking und Management gemacht. So konnte ich beide Seiten sehen, die Seite der Künstler und die Seite der Veranstalter. Das hilft mir bis heute. Und dann habe ich mich immer mehr für Sachen in Eberswalde entschieden. Da hat sich bei mir etwas verändert, zehn Jahre früher hätte ich mir nicht vorstellen können, dass es hier auch genug Futter, genug Möglichkeiten gibt. Das geht bis dahin, dass wir jetzt eine Bürogemeinschaft haben. Das hätte ich gern auch schon in den 90ern haben wollen, aber da war schlicht keiner da im kreativen Bereich, mit dem ich das hätte machen können. Aber heute gibt es viele Akteure, die sich in diesem Bereich etabliert haben und auch regional aktiv sind. Das ist eine starke Veränderung eingetreten. Die Trägerschaften sind unterschiedlich. Mal läuft es über den Trägerverein, mal bewerbe ich mich einfach und bin als Dienstleister tätig für private Unternehmen oder für städtische Einrichtungen, und mal sind es die selbst entwickelten Veranstaltungen. Und es ist die Summe, die zu einer gewissen Stabilität führt.

Bei »Guten Morgen, Eberswalde!«, was ich ja als private Agentur vorhalte, werden ganz verschiedene Varianten der Unterstützung sichtbar. Es gibt und gab von Anfang an eine öffentliche Förderung von der Stadt und vom Landkreis, es gibt einen breiten privaten Unterstützerkreis, Spenden der Besucher und Besucherinnen bei den Veranstaltungen, und es gibt bei der Betreuung des Bücherstandes auch ein breites ehrenamtliches Engagement. Wir haben uns an die Marktplatzanrainer gewendet, die ja einen ganz unmittelbaren Effekt dadurch haben. Zwischendurch wurde es auch immer mal wieder kompliziert, die Förderrichtlinien wurden geändert, aber dadurch dass es so offensichtlich im öffentlichen Interesse war, gab es immer politische Mehrheiten dafür.

Einwurf: Bemerkenswert ist doch, dass öffentliche Mittel an ein privates Unternehmen gezahlt werden können!

UM: Beim Landkreis haben sich verschiedene Rechtsabteilungen damit befasst und man hat nicht wirklich eine Lösung gefunden. Ich werde da formal wie ein Verein behandelt. Das bedeutet für mich einen wahnsinnigen Aufwand, weil ich das gesamte Projekt den öffentlichen Fördermittelgebern gegenüber darstellen muss. Einem privaten Sponsor kann ich eine Rechnung schreiben. Das ist hier viel komplizierter. Dieser Aufwand ist natürlich weder personell noch finanziell entsprechend untersetzt. Das nun nachzurüsten, also diese Kosten geltend zu machen, ist schwierig. Es ist ja alles teurer geworden, die Gagen, die Gebühren etc. Es ist so, dass meine Kollegen und ich unser gesamtes technisches Equipment da kostenlos einbringen. Ohne dieses praktisch gleichzeitige, ehrenamtlich-persönliche Engagement würde es nicht gehen. Die Veranstaltungen müssten eigentlich doppelt so teuer sein. Andere Aspekte sind, dass wir natürlich keine Rentenversicherung haben. Also fit bleiben! Das ist die Gefahr, wenn man nicht den Weg der Institutionalisierung beschreitet. Irgendwo wird es ausgebadet. Und am ehesten bei den Akteuren. Da habe ich aber auch keine Lösung.

KA: Wenn man den Pfad der Institutionalisierung einschlägt, bewegt man sich sofort in völlig anderen Größenordnungen. Da braucht man nicht 10 % mehr, sondern eher 100 %. Das ist sicher auch einer der Gründe dafür, dass in Eberswalde etwas passiert ist, weil ihr darauf verzichtet habt.

UM: Ich bin jetzt in der Situation, in der ich versuche, mir personelle Unterstützung zu holen, und hoffe, dass das bei mir dann auch Kapazitäten freisetzt, die es mir möglich machen, die zusätzlichen Ausgaben zu refinanzieren. Wenn ich vom Alltagsgeschäft etwas zurücktreten kann, hoffe ich, auch zusätzliche Wege der Finanzierung öffnen zu können. Man ist ja als Kulturveranstalter am wenigsten damit beschäftigt, tatsächlich Künstler einzukaufen

und die Veranstaltungen zu machen. Viel mehr Aufwand erfordert die Organisation, die technischen Fragen, die Mittelbeantragung etc. Wenn ich ein Unterstützernetzwerk mit 40 Unterstützern habe, ist das wunderbar, aber es kostet auch eine Menge Arbeit. Das muss alles gepflegt und aktuell gehalten werden.

KA: In dieser Mischkalkulation stecken ja zwei Prinzipien. Zum einen ist es die Unabhängigkeit durch eine breit aufgestellte Förderung mit öffentlichen Mitteln. Das wirkt auch positiv zurück auf die Förderer, wenn die Empfänger nicht allein auf die jeweilige Förderung angewiesen und damit in einer zu starken Abhängigkeit sind. Das andere ist eine Art Sozial-Ballett, das man damit initiiert, wenn man verschiedene Partner zusammenbringt, also eine Kommune und Privatakteure und freiwillige Helfer zusammen in eine Konfiguration führt. Alle gemeinsam tragen zum Gelingen bei. Kultur wird so Ausdruck von Vorstellungen des Zusammenlebens. Das ruft erneut die Frage nach der Institutionalisierung auf den Plan, denn solche Formen der Unterstützung von Kultur brauchen eigentlich die Flüchtigkeit des Nichtinstitutionalisierten. Die Bürger spenden gern, die Freiwilligen helfen, die Kommune kann sich darauf einlassen, das im nächsten Jahr wieder zu fördern, aber das ist alles etwas anderes bei einer institutionalisierten Förderung, wo das Geld kontinuierlich abfließt und auch der Antrieb der freiwilligen Unterstützer ein anderer ist.

Einwurf: Die breite Aufstellung der Fördermittelgeber und Unterstützer ist enorm wichtig. Fördermittel führen gerade dann, wenn sie nur von einer Seite kommen, zu einer fragilen Situation, denn was passiert, wenn die wegbrechen? Dann steht damit gegebenenfalls das gesamte Projekt in Frage. Darüber hinaus läuft Kultur, die von Fördermitteln abhängt, möglicherweise Gefahr, nicht unabhängig und frei sein zu können.

UM: Ich kenne ähnliche Situationen. Als Begegnungsstelle hatte ich mir damals zwar die öffentlich finanzierte

Stelle eingerichtet. Aber auch als es die Stelle nicht mehr gab, konnten wir weiterarbeiten, weil wir breit aufgestellt waren mit unseren Unterstützern. Bei anderen Einrichtungen ist das schlechter ausgefallen, die waren nach dem Auslaufen der Förderung am nächsten Tag geschlossen und es ist nichts mehr davon übrig geblieben.

KA: Nochmals zur Frage der Freiheit der Kultur, wenn sie gefördert wird. Gerade aus der Erfahrung in Eberswalde heraus bin ich immer wieder überrascht über die Fähigkeit der öffentlichen Hand, Kultur auszuhalten, auch wenn sie den einzelnen Akteuren vielleicht nicht gefällt. Ich kann nicht erkennen, dass da Eingriffe in die künstlerische Freiheit eine Rolle spielen.

Einwurf: Liegt die Offenheit der Stadt gegenüber den angebotenen Programmen an der großen Studentenschaft oder an der großen Gruppe der Zugezogenen aus Berlin oder wie hast du es geschafft, dir ein offenes Publikum heranzuziehen?

UM: Das liegt zum einen an der Breite des interessierten Publikums. Es gibt eine Menge Leute, die das für sich entdeckt haben, die vor 20 Jahren vielleicht nicht gekommen wären. Da spielt es nicht die Rolle, ob die zugezogen oder alteingesessen sind. Die Studenten und die Hochschule sind im öffentlichen Leben zwar präsent und das ist auch gut so, aber für die Veranstaltungen, die ich organisiere, ist diese Gruppe zu vernachlässigen. Wir haben bei »Guten Morgen, Eberswalde« jene Studenten da, die junge Eltern sind. Oder wenn ich Künstler einlade, die den Studenten bekannt sind, dann kommen sie auch. Gerade diese Generation will vorher wissen, was sie bekommt. Früher war es so, wenn jemand sich in ein Konzert verirrt hat, das nichts für ihn war, hat er uns die Freundschaft gekündigt. Heute ist meine Erfahrung, dass die Leute sagen, dass sie mit diesem konkreten Programm ihre Schwierigkeiten haben, und trotzdem in der nächsten Woche wiederkommen. Dann spielt die Tageszeit eine Rolle. Es gibt am Samstagvormittag eine größere Konzentrationsfähigkeit.

Und es ist eine gute Zeit für alle Generationen. Die Alten, die abends nicht mehr rausgehen, können da kommen, und auch die jungen Eltern, die ihre Kinder mitbringen und keinen Babysitter brauchen. Und der freie Zugang erlaubt es auch, dass man etwas probieren und notfalls den Saal auch halbwegs geräuschlos wieder verlassen kann, wenn es eben nicht passt.

Einwurf: Die Schwelle ist nicht so hoch, wie wenn man vorher bezahlt hat, sondern liegt durch den freien Eintritt praktisch bei null. Und hier schließt sich die Frage an, ob es die Aufgabe der Kulturpolitik wäre, solche Querschnittsangebote kostenfrei zur Verfügung zu stellen. Oder muss so etwas die Bürgerschaft gemeinschaftlich tragen, also die Wirtschaft, die Kommune und die Unterstützer je zu einem Drittel. Oder sollte die Stadt im eigenen Interesse so ein Angebot finanzieren?

UM: Am Anfang war ich skeptisch, dass die Leute eine andere Haltung dazu entwickeln können, wenn etwas nichts kostet. Aber da habe ich andere Erfahrungen gemacht. Es ist eine hohe Konzentration da und das Angebot wird sehr wertgeschätzt. Und darüber hat sich bei vielen Leuten ein zusätzliches Interesse entwickelt, haben Leute etwas für sich entdeckt. Die gehen jetzt auch zu anderen Veranstaltungen, die etwas kosten, was dort wiederum das Publikum mehrt. Die anderen Veranstaltungen werden dadurch also eher gestärkt, als dass es sich etwas wegnimmt. Finanziell wäre es natürlich Wahnsinn, wenn jeder Zuschauer 5 Euro bezahlen würde, nicht wie jetzt vielleicht 50 Cent. Oder wenn wir einen Förderkreis von 300 Leuten hätten, die mit ihrem Jahresbeitrag unser derzeitiges Budget von 50.000 Euro tragen würden. Dann könnte so eine Stadtgesellschaft ein solches Format auch selbst finanzieren. Man muss die anderen ja nicht aus der Verantwortung entlassen, aber könnte alles angemessener bezahlen.

Einwurf: Müsste man nicht andererseits die Kommune viel stärker in die Pflicht nehmen, diese Formate angesichts des Erfolges durchzufinanzieren?

KA: Das führt wieder zu dem Aspekt der Balance zwischen sehr unterschiedlichen Akteursgruppen. Wenn es eine verstärkte Aktivität der Bürgerschaft gibt, erwachsen daraus auch sehr gute kulturpolitische Argumente, den Einsatz der öffentlichen Hand auch zu erhöhen, die Bereitschaft hier stärker einzufordern.

UM: Es geht ja um öffentliche Kultur und für mich ist dieser Aspekt des frei Zugänglichen immer stärker geworden. Früher stand auch für mich der Aspekt des stringenten Programms noch mehr im Vordergrund. Das hat auch mit allgemeinen gesellschaftlichen Entwicklungen zu tun. Wir haben in unseren Räumen noch die Chance, bestimmten kulturpolitischen Fehlentwicklungen nachzugehen. Und das hat etwas damit zu tun, wie wir diesen öffentlichen Raum besetzen, dass wir uns dort wirklich alle treffen können. Das ist ja in vielen Räumen und Städten nicht mehr so, weil bestimmte Leute nur an bestimmten Stellen wohnen, weil man zu bestimmten Angeboten nur mit viel Geld Zugang hat, weil sich die Räume teilen in Arbeiten, Wohnen und Freizeit. Das müssen wir ja nicht nachmachen. Deshalb ist es so schön, wenn so ein Marktplatz wieder das Zentrum ist und von allen genutzt wird. Das ist auch nicht zu lösen von allen anderen Überlegungen, von der Finanzierung der Angebote über Mietpreise, Stadtentwicklung etc. Deshalb muss man dieses Begegnen im öffentlichen Raum immer weiter intensivieren.

KA: Einen entscheidenden Unterschied gibt es hier zwischen dem ländlichen Raum und Städten wie Eberswalde. Auf dem Land ist es wesentlich schwieriger, eine Bürgerschaft, einen öffentlichen Austausch, zu organisieren, wo Leute gemeinsam etwas wertschätzen, und damit ein Bewusstsein zu stiften, dass man zusammengehört. Wo sind im ländlichen Raum die Räume dafür? Die Wege sind lang, es ist als Teil des Alltags schwer zu organisieren. Die Bürgerschaft formiert sich hier nicht mehr über die Siedlungen. Das sind andere demografische und strukturelle Bedingungen für die Entwicklung von Kultur.

UM: In Eberswalde gab es hinsichtlich des Vorhandenseins eines öffentlichen Raumes, eines solchen Zentrums, eine Entwicklung. Das Kulturamt war in den 90ern schon abgeschafft worden. Aber es hat einen Mentalitätswandel gegeben, befördert durch verschiedene Initiativen. Ansonsten hätte die Stadt sich auch nicht so engagiert. Ich wage zu bezweifeln, dass die Stadt die Bibliothek neu gebaut, das Museum saniert oder sich Gedanken über Kunst im öffentlichen Raum gemacht und den Etat für freie Gruppen verdoppelt hätte. Das war auf der Kippe damals. Jetzt sind wir an dem Punkt, wo das Kulturamt selbst wieder versucht, Kultur anzuschieben. Wenn man bedenkt, dass der Etat für freie Träger nur einen Bruchteil des gesamten Kulturetats bildet, könnte man da allerdings auch wieder eine Tendenz in Richtung der Institutionalisierung der Kultur sehen.

Einwurf: Dein Engagement kann man ja nicht mehr als bürgerschaftlich verstehen. Du bist inzwischen eher ein kulturwirtschaftlicher Akteur. Das darf man nicht über einen Kamm scheren. So eine kulturwirtschaftliche Vitalität kann nicht allein aus dem bürgerschaftlichen Engagement entstehen, sondern das ist Arbeit, und die muss bezahlt werden. Dann muss sich die Stadt fragen, ob sie sich einen Kulturmanager leisten kann und will und bei dir so ein Format wie »Guten Morgen, Eberswalde« einkauft. Das würde dich in die Position versetzen, einen realistischen finanziellen Rahmen vorzugeben. Dann kann die Stadt dem folgen oder nicht. Das Problem dabei ist, dass du darauf nicht bauen kannst und eine kulturelle Tradition kann darauf nicht wachsen.

KA: Die Anerkennung durch die Stadt ist ja unbenommen, aber die Bereitschaft, die realistischen Kosten zur Kenntnis und in Kauf zu nehmen, hält sich im Rahmen. Das kulturpolitische Denken und die kulturpolitische Sprache sind so schwach entwickelt, dass es für Kommunalpolitiker offenbar ganz schwierig ist, sich klar zu etwas zu bekennen und zu sagen: Weil es die Ziele meiner Stadtgesellschaft bedient, will ich dieses Format haben, und

Kurzvita Udo Muszynski

deshalb mache ich dir ein Angebot. Stattdessen sind die Kulturinitiativen in der Rolle, ihre Wichtigkeit darzustellen. Es ist in den Kommunen so wenig eine Sprache dafür da, was gebraucht und gewollt wird, was für die Gesellschaft als wichtig erachtet wird, wofür Geld ausgegeben werden soll. Diese Sprache ist unterentwickelt.

UM: Kultur hat noch immer den Status des Bonus, des Zusätzlichen. Im Zweifel ist die Stadtbeleuchtung immer wichtiger. Da ist so ein offenes Format vielleicht in einer besonderen Position, weil man nicht unterstellen kann, dass sich da ein paar Leute einen schönen Abend machen. Da haben wir bessere Karten. Es gibt einige Segmente, die sonst hier gar nicht vorkommen würden, in diesem Rahmen aber mit getragen werden.

KA: Zum Schluss nochmals die Frage: Ist Kultur eine Art Sahnehäubchen oder ist es ein Anfang?

UM: Kultur muss doch das Selbstverständliche sein. Ich werde inspiriert, es löst etwas aus, ermutigt mich, selbst aktiv zu werden, ich treffe andere Leute. Raus aus der Bude und in die Gemeinschaft. Das ist doch das Gebot der Stunde.

geboren am 28. August 1961 in Berlin
Wirtschaftskaufmann, Korbmacher

Spätestens seit 1992 Organisation und Verantwortung eines kontinuierlichen Kulturprogrammes in Eberswalde

1998 Gründung einer Konzert- und Veranstaltungsagentur und seither als selbstständiger Kulturmanager tätig

Von mir entwickelte und organisierte Veranstaltungen sind beispielsweise »Jazz in E. – Ein Festival aktueller Musik« als wichtige Adresse für den zeitgenössischen Jazz in Brandenburg (seit 1995) und »Guten-Morgen-Eberswalde – Kulturelle Interventionen in der Innenstadt von Eberswalde« (ab Juli 2007 wöchentlich).

Oderbruch Museum Altranft

Am Anger 27
16259 Bad Freienwalde OT Altranft

Programmbüro

Schneiderstraße 18
16259 Bad Freienwalde OT Altranft

Telefon: 0 33 44 - 155 39 00
info@oderbruchmuseum.de
oderbruchmuseum.de

Redaktionsschluss: 08.01.2019

Druck: Regenbogendruckerei Altranft

oderbruch
museum
altranft
werkstatt
für ländliche
kultur

Die Transformation des »Oderbruch Museums Altranft – Werkstatt für ländliche Kultur« wird gefördert in »TRAFO – Modelle für Kultur im Wandel«, einer Initiative der Kulturstiftung des Bundes, und durch den Landkreis Märkisch-Oderland.

Mit Unterstützung der Stadt Bad Freienwalde (Oder).

TRAFO
Modelle für
Kultur im Wandel

KULTURSTIFTUNG
DES
BUNDES

